Neues aus

Natur- und Heilkunde.

Oliven und „Wurstgift".

Zeitungs-Neuigkeitsberichte über Vergiftung einiger Personen durch Büchsen-Oliven erregten bedeutendes Aufsehen, und die Erhebungen über die Geschichte sind laut letzter Meldung noch nicht endgültig abgeschlossen. Es wäre nicht zu verwundern, wenn ängstliche Gemüter auch durch diesen Fall kopfscheu gegen alle Erzeugnisse der Büchsen-Einmach-Industrie gemacht würden, die gerade in unserer Zeit so wichtig für Volkskreise mit magerem Geldbeutel geworden sind.

Eine der besten amerikanischen Autoritäten in solchen Angelegenheiten, der frühere Washingtoner Nahrungsmittelamt-Vorsteher, Dr. Harvey W. Wiley, äußert sich über die Sache u. a. folgendermaßen:

Wie berichtet wird, wurden die Vergiftungen durch Botulismus oder Wurstgift verursacht. Letzterer Name leitet sich einfach aus der Tatsache her, daß der Giftorganismus zuerst und ursprünglich in Wurst entdeckt wurde: Man hat ihn schon früher das eine oder andere mal in eingemachten Vegetablien gefunden, wenn nämlich die Sterilisierung der Büchsenware keine vollständige war. Sowohl grüne, wie reife Oliven mögen aber in Salzwasser aufbewahrt und nicht notwendigerweise sterilisiert oder keimfrei gemacht werden. In drei bekannt gewordenen Fällen hat man bei reifen Oliven, welche solcherart behandelt worden waren, noch Keim-Organismus gefunden. Und bei Waren, die in gewöhnlicher Weise eingemacht waren, sind gar keine solchen Fälle verzeichnet worden.

Pennsylvanische Behörden haben erst vor kurzem 254 Proben reifer Oliven geprüft und an Versuchskaninchen probiert; aber sie konnten keinen einzigen Fall von Botulismus entwickeln. Oestlich vom Felsgebirge ist dieses Gift überhaupt noch in keiner anderen Büchsenware gefunden worden, als allein in reifen Oliven, und auch das nur vereinzelt. Solche Proben ausfindig zu machen und zu zerstören, hat sich der Nationalverband der Büchsen-Einmacher die äußerste Mühe gegeben. Ja, er geht sogar auf Zerstörung aller Oliven irgend einer Sorte aus, wo man den Organismus gefunden hat, auch wenn die Oliven selber gar nicht verseucht sind.

Der Wurstgift-Bazillus bringt ein Toxin (Giftstoff) hervor, welches ohne prompte Gegenvorkehrungen tötlich wirkt, welches aber in der Temperatur kochenden Wassers zersetzt und völlig zerstört wird.

Wohl darf das Publikum mit Recht einen gewissen Argwohn gegen reife Oliven hegen; aber es kann sie ja durch Kochen harmlos machen. Und jedenfalls braucht es vor keiner anderen Art Büchsennahrung besorgt zu sein, in welcher dieser Giftstoff niemals entdeckt worden ist.

Wenn ein Paket reifer Oliven geöffnet wird, sollte es auf alle Spuren von Zersetzung sorgfältigst untersucht werden. Findet man die Früchte sehr weich und breiartig, so hat man guten Grund, sie wegzuwerfen. Vielleicht sind sie noch nicht wirklich verseucht, — aber jedenfalls muß jedes Risiko ausgeschlossen sein, wie in anderen Fällen auch. Mit entsprechender Vorsicht kann man jedoch grüne oder reife Oliven so unbedenklich genießen, wie Milch oder Fleisch.

* * *

Eine neue Krankheit: Agoraphobia.

Agoraphobia hat nichts zu tun mit Hydrophobia, oder Wasserscheu. Ein New Yorker Arzt, Dr. Keyes, hat den Namen für diese Krankheit ausgewählt, von der unsere Leser hier wahrscheinlich zum ersten Male hören. Agoraphobia ist die Scheu des Städters vor leeren Stellen in der Landschaft, vor dem, was der Berliner als „zuviel Jejend" bezeichnet. (Agora bezeichnete im Griechischen den Markt, auf welchem sich das Volk, meistens zu religiösen Besprechungen, versammelte, also einen Ort, an welchem viele Menschen zusammen zu kommen pflegen. Agoraphobia meint also Scheu vor Einsamkeit."

Dr. Keyes versteht unter Agoraphobia die neurasthenische Verfassung eines Menschen, die in krankhafter Weise nach einer Umgebung von vielen Menschen und Häusern sucht. Der Großstädter ist zwar gewöhnlich froh, wenn er auf Augenblicke ins ländliche Freie kommt, hat aber vielfach doch das Gefühl, daß er sich nach seinen bevölkerten Straßen und Häusern zurücksehnt. Der Doktor, der uns die Bekanntschaft mit dieser interessanten Krankheit vermittelt, weist darauf hin, daß z. B. viele Städter, die in Frankreich in der amerikanischen Armee waren, bei dem Postenstehen auf freiem Felde nervös wurden, weil sie die menschliche Umgebung vermißten, an die sie gewöhnt waren. Der Städter ist wieder zum Höhlenmenschen geworden, der zwar kein Bergloch, aber eine Wohnung in einem der großen Steinhaufen bewohnt. Die Natur, die freie, ausgedehnte, des ländlichen Bezirks oder der Bergeinsamkeit mag für so einen Städter eine kurze Zeit lang unterhaltend und schön erscheinen. Es dauert aber nicht lange und das Verlangen nach den „vier Wänden" und einem Menschengesicht meldet sich wieder.

Der Farmer dagegen, und der in unendlichen freien Gebieten aufgewachsene Mensch wird von einem krankhaften Gefühl gepackt, wenn er zu lange im Hause oder in einer großen Stadt weilt. Ihn bedrücken die Steinhaufen, die wir Häuser nennen, und die engen Gassen, die uns kaum den Himmel sehen lassen.

* * *

Bazillenfurcht.

(Dr. Schweisheimer.)

Es bedeutete einen grundlegenden Fortschritt in der Bekämpfung der übertragbaren Krankheiten, als es vermittelst der technischen Fortschritte des Mikroskopbaues gelang, die nur Bruchteile von Millimetern großen pflanzlichen und tierischen Mikroorganismen zu entdecken. Die Feststellung, daß ihre Ansiedlung im menschlichen Körper unter geeigneten Bedingungen eine Infektionskrankheit hervorrufe, die Erkennung ihrer Lebensbedingungen und Uebertragungsweise ermöglichten es erst, dem Umsichgreifen ansteckender und seuchenhafter Erkrankungen mit Planmäßigkeit und mit Erfolg entgegenzutreten.

Es stellte sich damals bald heraus, daß viele der kleinen, krankheitserregenden Lebewesen sich nicht nur an erkrankten Körperstellen befinden, sondern daß sie jederzeit in der Luft, an den Gebrauchsgegenständen, an den Speisen nachweisbar sind, ja sogar auf der Haut und den Schleimhäuten auch des gesunden Menschen sich vorfinden. Die Folge dieser Entdeckung war einerseits eine ständige Bakteriensuche, indem man überall nach Krankheitskeimen fahndete und je nach der Anzahl der vorgefundenen Keime die Gefährlichkeit einschätzte, andererseits eine übertriebene Bakterienfurcht, indem hinter jedem Gegenstand, jeder Berührung, jedem Luftzug die Uebertragung von Krankheitskeimen vermutet wurde.

Auch heute besteht noch bei vielen Leuten diese Bakterienfurcht, oder wie man wohl im Gedanken an eine Unterabteilung der Bakterien sagt, Bazillenfurcht. Sie wittern hinter jeder Kleinigkeit die Ansteckungsgefahr und gewöhnen sich vielfach ganz merkwürdige Verhaltungsfitten an, von denen sie einen Schutz für ihre Gesundheit erwarten, die indes der logischen Durchdenkung vielfach entbehren.

Gewiß, man muß die Gefahren, die von seiten der Krankheitserreger drohen, kennen, um sie ruhig nach Möglichkeit vermeiden zu lernen, man muß sich bewußt sein, daß Reinlichkeit, Vorsicht und Bedachtsamkeit bei drohender Infektionsgefahr unerläßliche Forderungen sind. Aber manche Leute schöpfen aus ihrem Wissen von der ständigen Anwesenheit von Mikroorganismen auf der Körperoberfläche, aus ihrer Kenntnis von dem Dasein der Bakterien überhaupt, Furcht, und diese Furcht ist unbegründet. Sie ist verständlich bei dem, der nur von ferne etwas hat läuten hören von diesen Dingen, aber sie schwindet bei dem, der durch Vertrautwerden mit näheren Einzelheiten der Bakterienkunde einen Einblick in das Wesen und die Abwehrmöglichkeit der von ihnen erzeugten Krankheiten erlangt hat.

In Wirklichkeit ist die Ansteckungsgefahr unter normalen Verhältnissen nicht so groß. Wäre das nicht der Fall, so müßten in der Tat alle Menschen ständig erkrankt sein, denn eine Gelegenheit, sich mit Krankheitskeimen zu infizieren, ist fast immer gegeben. Aber fürs erste sind gar nicht alle Bakterien, mit denen der Mensch in Berührung kommt, imstande, bei ihm eine Krankheit zu erzeugen. Sodann haben die Bakterien große Widerstände zu überwinden, ehe sie in den Körper eindringen können, denn durch die unverletzte Haut oder Schleimhaut können sie nicht so leicht hindurchwandern. Auch im Innern des Körpers werden sie und ihre Gifte durch die schon normalerweise vorhandenen Abwehrmaßregeln des Körpers, die weißen Blutkörperchen, deren Sammelpunkte: die Lymphdrüsen und die rasch in Wirkung tretenden Gegengifte im Blutserum unschädlich gemacht.

Wichtig für den Eintritt der Erkrankung ist neben dem Auftreten der Krankheitserreger immer das Vorhandensein einer Disposition, einer Krankheitsbereitschaft, des Körpers. Dieser Umstand erklärt das sonst zuweilen unverständliche Verschontbleiben einzelner Menschen bei einer Epidemie, die ihre ganze Umgebung ergreift, die schwere Erkrankung einzelner bei Gesundbleiben anderer, scheinbar weniger Widerstandsfähiger. Die Disposition kann auf verschiedenen Ursachen beruhen, in einer durch Ererbung überkommenen Form von Brustkorb und Lunge bei der Tuberkulose, in einer Erkältung bei der Lungenentzündung, einer kleinen Magen- oder Darmstörung bei Cholera und Typhus. Die mangelnde Widerstandskraft des gefährdeten Organs ermöglicht die Ansiedlung der krankheitserregenden Bakterien.

Darum nützt es auch nichts, wenn man allzu ängstlich die Berührung mit Bakterien vermeiden will. Die nötige Vorsicht darf man natürlich nie außer acht lassen. Niemand darf sich von einem Lungenkranken direkt ins Gesicht husten lassen, niemand während einer Cholera- oder Typhusepidemie ungekochtes, nicht einwandfreies Wasser trinken, niemand mit den Bestecken essen, die ein Diphtheriekranker benützt hat. Man wird sich die Hände waschen, wenn man mit einem Typhuskranken zu tun hatte, und den Mund spülen, wenn man mit einem an Mandelentzündung Erkrankten zusammen war

---

„Mitverbunden".

Von Helene Sarner.

Frau Grete ging unruhig im Zimmer auf und ab. Sie wußte wirklich nicht, was sie tun sollte. Kuhnert, ihr Jugendfreund, war seit acht Tagen auf Urlaub in Berlin. Um fünf Uhr sollte sie ihm telephonisch Bescheid sagen, ob sie sich treffen könnten.

Sie wollte brennend gern mit ihm zusammen sein, ganz allein — aber sie hatte plötzlich Bedenken. Er war gestern am Telephon so leidenschaftlich gewesen, wie sie ihn sich eigentlich gewünscht hatte, aber —

Ah bah, lächerliche Furcht — sie mußte ihn sehen und sprechen, allein und ungestört, und wenn es auch eine große Dummheit war. Sie freute sich ja schon seit langer Zeit auf — — auf diese Dummheit!

Es sprach so viel für dieses Zusammensein. Sie blieb nachdenklich am Fenster stehen. In acht Tagen reiste er wieder zurück nach Heidelberg — vielleicht würde sie ihn niemals wiedersehen. Und dann würde sie sich Vorwürfe machen, daß wußte [illegible] wenn sie ein wenig mit ihm plauderte? Deshalb brauchte sie doch nicht gleich derartig beängstigende moralische Bedenken zu haben!

Nun ja, ihr Mann würde sicher eine arge Szene machen, wenn er — mußte er es erfahren?

Der Zeiger der Uhr rückte immer weiter vor.

Gleich war es fünf Uhr, sie mußte sich entschließen.

Schade, daß sie niemand hatte, den sie um Rat fragen konnte, keinen einzigen Menschen! Hm, aber abergläubisch war sie [illegible] gewesen. Und darum wollte sie ein Orakel befragen. Die Knöpfe ihrer Bluse sollten den Ausschlag geben. Leise sprach sie vor sich hin: Ich soll, ich soll nicht, ich soll, ich soll nicht. Ich soll nicht, wiederholte sie verstimmt und suchte vergeblich nach einem Knopf. Sie sollte also nicht. Das brachte sie in Wut. Das Knopforakel hatte heute eben nicht seine Schuldigkeit getan. Sie suchte wieder nach Gründen, die die Zusammenkunft mit ihm verlangten und gutheißen.

Erstens war heute Dienstag, und das war immer ein guter Tag für sie. Alles, was sie an diesem Tag anfing, gelang und brachte ihr Glück. Zweitens hatte sie ein neues, sehr fesches Kostüm, in dem sie reizend aussah. Das gab sogar ihr Mann zu, der sehr sparsam, ja beinahe geizig mit Komplimenten war. Daß Kuhnert sie in diesem neuen Kostüm bewundern mußte, war wohl selbstverständlich. Rasch entschlossen, damit sie sich nicht wieder von Feigheit oder moralischen Bedenken unterkriegen ließ, eilte sie an den Apparat, nahm das Hörrohr ab und verlangte das Amt und seine Nummer.

„Ja, bitte, Fräulein, ganz recht, 6749." Dann hörte sie ein surrendes Geräusch — ihr Herz klopfte sehr stark. Sie war sehr aufgeregt, gestand sie sich wieder verwundert. Gleich mußte er sich melden, gleich würde sie seine liebe, sympathische Stimme hören.

„Aha, meine Gnädigste", würde er verständnisvoll und erfreut sagen. In Gedanken sah sie ihn vor sich, jede Bewegung, die er machte, und vor allem den fröhlich-verschmitzten Ausdruck seiner treuen, braunen Augen. Ach, sie kannte ihn ja so gut.

Warum er sich nur nicht meldete. Nun knatterte es wieder im Apparat.

Doch nun hörte sie endlich seine liebe, sympathische Stimme. Und gerade wollte sie rufen: „Gerd, ich bin's", da, ihr wurde heiß und kalt, glaubte sie zu träumen — sie hörte wohl seine liebe, sympathische Stimme, aber Kuhnert sprach nicht mit ihr, er sprach mit einer andern — — denn nun antwortete eine helle, weibliche Stimme.

Frau Grete wurde blaß vor Ueberraschung, Zorn und Wut. Ihr Atem stockte.

„Aha, meine Gnädigste", sagte er zu der andern. Sie sah ihn ganz deutlich vor sich, jede Bewegung, die er machte, und vor allem den fröhlich-verschmitzten Ausdruck seiner treuen, braunen Augen. Ach, sie kannte ihn ja so gut. „Aha, meine Gnädigste", sagte er also verständnisvoll und erfreut zu der andern. „Wie sind Sie nur gestern nach Hause gekommen?" Und dann lachte er.

Frau Grete hätte am liebsten irgend etwas ins Telephon gerufen, irgend etwas ganz Böses und Schlimmes. Sie war zu wütend und zu enttäuscht. Aber sie beherrschte sich und horchte gespannt.

„Gerd, ich weiß nicht, ob ich morgen kommen kann. Mein Mann war sehr ungehalten, daß ich so spät nach Hause kam", die weibliche Stimme klang erregt.

„Aha," sagte er darauf, „du scheinst Gewissensbisse zu haben."

„Ja, Gerd!" antwortete die weibliche Stimme kleinlaut, „ich hätte es doch nicht tun sollen."

Frau Grete hörte, wie Kuhnert lachte und dann wieder stürmisch und leidenschaftlich beinahe das gleiche, was er ihr gestern gesagt hatte, nun zu der Dame mit der hellen Stimme sagte.

Da packte sie wieder die Wut, und sie weinte und weinte über den schlechten Menschen, der sie so hintergangen hatte. Aber dann kam die Ruhe.

Es war doch gut, daß das Telephonfräulein sie „mitverbunden" hatte, wer weiß, was vielleicht sonst geschehen wäre — — —!

Nun hatte das Knopforakel doch bestanden — auch der Dienstag, der bis jetzt immer ein guter Tag für sie gewesen war, hatte seine Schuldigkeit getan. Es war wohl in jedem Falle besser für sie, tugendhaft und anständig zu bleiben. — — — Zornig ballte sie die Fäuste. Eine solche Schlechtigkeit hätte sie ihm nie zugetraut — — nie.

Sie weinte wieder ein bißchen, und dann dachte sie an dies und das. So kamen ihre Gedanken auch wieder auf das neue Kostüm, in dem sie dieser schlechte Mensch bewundern sollte. Hm, sie überlegte. Irgend jemand mußte ihr heute doch noch etwas Angenehmes sagen, ein Kompliment mußte sie auf jeden Fall hören. Sie überlegte und beschloß!

Sie würde zu ihrer — — Freundin gehen — — —

Der General als Zigarettenverkäufer

In einem soeben erschienenen Buch, in dem ein Mitglied der französischen Militärmission in Berlin seine Erlebnisse schildert, wird folgendes mitgeteilt:

„General Dupont (der Chef der Mission) schreckt nicht vor seiner Verantwortlichkeit zurück. Die französischen Bureaux lieben es nicht, auf die Fragen zu antworten, die man ihnen stellt, und wenn sie darauf antworten, dann nehmen sie sich Zeit dazu. Die Bureaukraten haben es niemals eilig. Es trug sich zu, daß die Kasse der Mission trocken lag, und daß der General seine Offiziere nicht mehr bezahlen konnte. Die Reklamationen und Erinnerungen waren vergebens. Jeder zog den Teufel am Schwanz. Die Mission war bestürzt.

Da nahm der General seine schönste Feder und schrieb nach Paris:

„Senden Sie mir postwendend Geld, andernfalls schicke ich alle meine Leute nach Frankreich. Ich selbst werde auf meinem Posten bleiben, so lange ich nicht abberufen werde, und, um zu leben, werde ich an der Ecke der Linden- und der Friedrichstraße Zigaretten verkaufen. Ich bin sicher, daß ich, in Galauniform eines französischen Generals, genügend verdienen werde, um für meine bescheidenen Bedürfnisse aufkommen zu können ..."

Vor dieser Drohung gehorchte Herr Bureaukratius ohne Verzug.

Das Afrika-Archiv im Nymphenburger Schloß.

In Zimmern und Sälen des Nymphenburger Schlosses, die vor Jahresfrist noch Mitgliedern früherer Königsfamilien als Wohnräume dienten, hat nach mancherlei Irrfahrten das Afrika-Archiv von Leo Frobenius Unterkunft erhalten. Das Archiv umfaßt heute gegen 10,000 Zeichnungen und 1800 große Bilder, die fast durchweg an Ort und Stelle ausgeführt wurden, eine nach Tausenden zählende Sammlung von Lichtbildern, eine wertvolle, die gesamte Afrikaliteratur umfassende Bibliothek, eine Kartei, in der alle wichtigen Hinweise rasch auffindbar sind, und erklärende Aufschreibungen zu den einzelnen Bildern, die als wertvolle Ergänzung des Illustrationsmaterials dienen, ebenso wie die farbigen Karten, auf denen die Ausbreitung der einzelnen Kulturen eingetragen ist. Die in 25 Jahren bisher geleistete Arbeit bedeutet nur einen Anfang, der des weiteren und ständigen Ausbaues bedarf. Das Endziel soll nicht in starrer Gelehrsamkeit liegen, sondern in angewandter Völkerkunde, die uns auch praktische Ergebnisse in den Problemen der Erziehung der Kultur, der Wirtschaft und des Völkerverstehens bringen soll.

— Kennzeichen. Köchin: „Mutter Müller, sehen Sie einmal den Internierten, ich glaube, der liebt mich — er legt immer, wenn er mich sieht, die Hand so schön an den — Magen!"

Die Wildkatze.

Roman von Ida Peisler.

(24. Fortsetzung.)

Erst als draußen eine unferne Thurmuhr die siebente Abendstunde anmeldete, kam wieder Leben in ihre reglose Gestalt. Die summenden Schläge riefen sie unerbittlich zu ihrer verhaßten Verpflichtung hin.

Ach, sie wäre gern keine Sekunde von diesem Platze hier gewichen, und die Zeit ihres Fernseins lastete stets wie eine Versündigung auf ihr; doch der Direktor ließ es sie schon übel genug entgelten, daß er im Anfall einer humanen Schwäche seine Rücksicht so weit getrieben hatte, ihr immer den anderen Abend frei zu geben.

Heute nun mußte sie ihrer Pflicht wieder nachkommen und sie dachte mit Bangen an die Angst, der sie wieder anheim gegeben war, bis sie zurückgekehrt. Und war auch die Mutter in solchen Stunden nicht unbehütet — eine alte Frau aus der Nachbarschaft vertrat alsdann die Pflege — so fehlte doch die Sorgfalt der Liebe an ihrem Lager. Ach und der Mutter immer seltenere bewußte Blicke und ihr liebes, geduldiges Lächeln gingen alsdann an eine Fremde verloren.

Wie Else heute litt unter dem harten Muß ihrer Dienstbarkeit!

Fest entschlossen, das letzte Mal die geliebte Kranke zu verlassen, rüstete sie sich zu ihrem schweren Gange. Mochte der Direktor wüthen, mochte er auf den Contrakt pochen, immerhin — so weit würde man die Rücksichtslosigkeit doch nicht treiben, sie von der Todtkranken fortzuholen. —

Der Direktor wurde weniger heftig, als Else ihrer Eröffnung nach befürchtet hatte. Doch war er auch nicht willens, seine scheinbar wohlmeinende Nachgiebigkeit ohne eine Gegengefälligkeit zu vergeben. Er suchte der Aufhorchenden mit glatten Worten nahe zu legen, daß seiner ferneren Rücksichtnahme gegenüber ein unbedingtes Fügen in seine berechtigten Wünsche dringend nöthig am Platze sei. Welcher Art diese Wünsche waren, hatte er schon öfter Gelegenheit genommen, ihr in Erinnerung zu bringen: sie solle ihre alberne Prüderie in betreff der vorzutragenden Gesänge ablegen und das ihr längst grollende Publikum nicht zu langweilen, sondern zu amüsiren suchen.

Else erwiederte ihm, daß sie sich nicht verpflichtet habe, sich einer Schmach auszusetzen und ihrer Natur nach Unmögliches zu bieten.

Nun wurde er heftig, nein nicht nur das, roh, brutal.

Sie war zu matt, um seiner streitsuchenden Hitze mehr als die Ruhe stummberedten, unerschütterlichen Widerstandes entgegensetzen zu können, und er verließ sie nach einem gereizten Wortschwall, in dem zwingende Drohung genug lag.

Mehr denn je von Widerwillen befangen, fieberheiß die Wangen, die übermüdeten Augen verdunkelt in Stolz und Qual, betrat sie die Bühne.

Sie sang eines ihrer gewohnten, auf dem Programm verzeichneten Lieder, und unter dem Singen floh ihr Sinnen und Denken zur Mutter und ließ sie die Widerwärtigkeit der eben stattgefundenen Scene vergessen. Auch die Anwesenheit ihres achtungsvollen Beobachters — er war ihr jetzt vierzehn Tage unsichtbar geblieben — wirkte beruhigend auf ihr tiefverletztes Empfinden.

Ihren Abgang begleitete ein ominöses, leises Zischen aus den hintersten Reihen der Zuschauer.

Ihr Geist war jedoch zu abwesend, als daß sie dieses unheilverkündende Zeichen tiefer berührt hätte. Hinter den Coulissen erfaßte sie eine quälende Unruhe. Sie dachte mit solcher Sehnsucht an die Kranke, daß ihr körperlich unwohl wurde. Mehrmals — so heftig war ihr banges Verlangen — stand sie auf dem Punkt, einfach auf und davon zu eilen, komme dann auch was wolle.

Endlich rief auch sie die Klingel wieder — noch einige Minuten, dann war sie ja frei.

Erleichtert durch diese Vorstellung trat sie zum zweiten Male auf.

Dasselbe Zischen, welches ihr vorhin nachgefolgt, empfing sie, aber lauter, eindringlicher. Das Orchester intonirte nicht.

Was war das? — Hatte sich der Direktor Verbündete gesucht, die seinen Plan unterstützten?

Else fragte sich das mit aufsteigender tödtlicher Angst. Zitternd öffneten sich ihre Lippen zum Gesange.

Ein paar unsichere Töne hallten unbegleitet durch das Haus... Dann verstummten sie vor dem lauten, scharfen „Pst! Pst!" einiger lachender Stimmen.

„Ruhig!" und „Aufhören mit dem sentimentalen Geleier! ... Was Frisches! .... Was Natürliches!" und dergleichen Zurufe scholten im Durcheinander an das Ohr der Erschreckten, Erblassenden.

Es schien, als sei auch nicht einer unter den vielen Versammelten, der Mitgefühl für ihre angstvolle Lage habe. Die wenigen, die ihr wohlwollen mochten und der sich steigernden Lärmforderung der Rufer verständnißlos gegenüber standen, wurden theils durch das animirte Gebahren der übrigen mit fortgerissen, theils verhielten sie sich gewohnheitshalber passiv. So kam es, daß die unerklärlich auftauchende, blitzartig rasch sich verbreitende Unruhe sich bis zum ausgelassenen Toben steigerte.

In dem Augenblicke, als Else Leutholb von Scheu und Ekel gedrängt die Bühne zu verlassen suchte, stand der Direktor neben ihr und ergriff ihre Hand, sie wieder nach vorn ziehend.

Das tolle Gebahren der Zuschauer ließ nach bei seinem Erblicken.

Er verbeugte sich und erklärte, als sich der Lärm völlig gelegt hatte, daß die junge Sängerin in hohem Grade bedauere, den Unwillen des geschätzten Publikums auf sich geladen zu haben und daß sie gesonnen sei, den an sie gestellten Anforderungen nachzukommen.

Die also zum Bleiben Gezwungene errieth die Absicht des berechneten Unbarmherzigen mehr, als daß sie seine Worte vernahm. Sie fühlte eine Papierrolle in ihre Hand gepreßt und sah den heimlichen Wink des Direktors nach dem Orchester hin. „Die Melodie ist Ihnen geläufig .... Sie werden singen," raunte er ihr in einem Tone zu, vor dem die Widerspenstigste nachgiebig geworden wäre. Dann wich er etwas in den Hintergrund zurück, ihr Thun und Wesen scharf im Auge behaltend.

Die Begleitung setzte ein und spielte etliche Takte vor.

Else sang mit entstellter Stimme einige Zeilen von dem Blatte, bald jedoch brach sie jäh ab, so daß auch die Musik verstummte — man hatte ihr ein schamloses Lied in die Hände gespielt.

Die Pein solcher Demüthigung hob die Verletzte über alles Besinnen, über alle Furcht hinweg. Sie riß die Rolle in Stücke und ließ sie zu Boden fallen. „Schmach solcher Beschimpfung und denen, die sie fordern!" rief ihre Stimme in wildester Erregung über das Publikum hin.

Vereinzelte Bravorufe wurden hörbar, doch auch die Laute rachsüchtigen Beleidigtseins. In wenigen Augenblicken wurde die Mehrzahl der Anwesenden wieder in Toben ausbrechen.

Die Bedrängte erstickte die Worte, die ihr noch auf den Lippen schwebten. Ihr Blick, der eben noch auflodernd in Stolz und Verachtung die Menge angeblitzt, strich fluchtsuchend über die Ausgänge der Coulissen .... Und da weitete er sich plötzlich und wurde starr und schreckhaft, und ihre Rechte fuhr zuckend nach dem Herzen — aus dem einen Seitenpförtchen wirkte ihr die Alte zu, die sie am Bett der Mutter zurückgelassen.

Fort! Fort! ... Vielleicht war das Schlimmste noch nicht geschehen!

Else sah sich wie beflügelt der verlassenen Kranken — o Allmächtiger, vielleicht schon Todten! — zueilen, und doch stand sie in Wirklichkeit noch regungslos. Aber nun war es als löse sich der lähmende Bann des über ihr kreisenden Entsetzens — sie stöhnte auf und wandte sich um fortzustürzen.

In dem Augenblicke wurde sie rauh ergriffen. „Sehen Sie zu, wie Sie sich nun abfinden!" zischte ihr die zornige Stimme des Direktors zu und ein heftiger Stoß schleuderte sie in den Vordergrund der Bühne, fast in das Orchester hinunter. Gleich darauf rollte der Vorhang hinter ihr herab.

Nun stand sie, an einem bergenden Rückzug verhindert, schutzlos den Aeußerungen des Publikums preisgegeben. Einige unter ihm lachten, die meisten verhielten sich unter der Einwirkung gespannter Neugier, wie sich die Sache weiter entwickeln würde, stumm. Doch auch vereinzelte Ausrufe des Bedauerns und mitfühlender Entrüstung ließen sich vernehmen.

Vielleicht war es dies, vielleicht aber auch nur das momentane Versagen ihrer körperlichen Kräfte — Else brach in die Kniee. Vor ihren Augen floß alles verzerrt durcheinander, das Licht der Lampen, die nahen Instrumente, die Hunderte von Köpfen. Sie wußte auch nicht, ob der flehende Ruf in ihrem Innern: „Meine Mutter liegt im Sterben!" hilfeheischend über ihre Lippen gekommen, aber sie vernahm plötzlich ein halb bittendes, halb befehlendes „knieen Sie nicht — fassen Sie sich," und fühlte sich von einem starken Arm sanft unterstützt und zum Aufstehen ermuntert — der Herr aus der Loge stand vor ihr.

„Kommen Sie," bat seine Stimme, welche unterdrückte Bewegung verrieth, weich. Er half ihr herab in den Orchesterraum, durch den er sich rücksichtslos Bahn gebrochen haben mußte, nahm ihren Arm schützend in den seinen und leitete die willenlos Folgende aus dem Saale und dem Hause hinaus, ohne daß Jemand gewagt hätte, sein hilfreiches Einschreiten aufzuhalten.

„Dank, o Dank!" stammelte draußen die Befreite. Das bange Aufseufzen darauf galt jedoch nicht mehr den eben erlittenen Demüthigungen, sondern der heißen Angst um die Mutter — und ehe noch ihr Beschützer seinem weiteren Vorhaben Worte leihen konnte, war sie schon von ihm fort und eilte wie gehetzt durch den Garten dem nahen Heime zu.

O Gott, sie kam zu spät! Zu spät!

„Sie will keinen Trost .... ich glaube, die macht sich verrückt," sagte die alte Frau zu dem unten an der Hausthür Harrenden. Sie war aus dem Theater dem Mädchen nachgeeilt, hatte nahe dem Hause noch den Herrn angetroffen, war von ihm befragt und darauf zu der Verwaisten gesandt worden, und kam nun, da diese in ihrer Verzweiflung allen menschlichen Beistand von sich wies, ziemlich beleidigt zurück.

Der Herr schritt nun ohne zauberndes Besinnen selbst hinauf.

Er wußte, was ihn oben erwartete und dennoch war bei seinem Eintritt in das Dachstübchen die Erschütterung, die ihn überkam, so heftig, daß er lange nicht Worte fand. Sie rechtfertigte sich auch allerdings durch das Bild, welches sich ihm bot — auch dann, wenn kein tieferer Grund für sie vorhanden gewesen.

Das matte Licht des Petroleumlämpchens auf dem Tische brannte zum Erlöschen düster und doch genügte es, um die Scene in dem kleinen Raume bis in ihre Einzelheiten erkennen zu lassen.

Das wachsweiße Gesicht der Todten zeigte noch nicht die lächelnde Erhabenheit völliger Erstarrung — noch lagen die Wehen des letzten Ringens der entfliehenden Seele mit dem erkaltenden Körper darauf und beinahe schauerlich lag es in seiner erschreckenden Schmalheit, zu der die Ueppigkeit der lockigen Haarfülle schärfer denn je contrastirte, auf den Kissen. Und an dies Todtenantlitz geschmiegt das andere, ihm so ähnliche, aber noch lebenswarme, junge, mit dem Stempel des bittersten Leides! Und um die beiden Wesen, von denen das eine durch den Druck seines Schmerzes so leblos schien wie das andere, die Wahrzeichen der Armuth und der Noth! ....

„Fräulein Leutholb —"

Der halblaute Anruf klang so mild und mitleidig, daß das förmliche „Fräulein" davor fast befremdlich wirkte; ein „Else, arme liebe Else," hätte zu der liebevollen Weichheit dieser Laute besser gepaßt.

Das Mädchen richtete sich langsam auf und schaute den späten Gast mit einem irren, zweifelnden Licht in den wehen Augen an. Sie mochte im ersten Augenblick nicht merken, wen sie vor sich hatte. Doch dann glitt ein Zug von Erkennen über ihr Gesicht, ihre Lippen zuckten und sie wies mit einer so sprechenden Geberde nach der Verstorbenen, daß dies dem mitfühlenden Manne mehr als Worte sagte: Siehe hier — — sei barmherzig und verlaß mich.

Er trat ihr näher, immer mehr auf das Mädchen sehend wie auf die Todte. „Ich bin nicht hier mit der thörichten Zuversicht, Ihnen in dem Augenblicke Trost bieten zu können. Doch ich fürchte, Sie stehen so vereinsamt und verlassen da, daß in solcher Stunde das Zudrängen — auch eines Fremden — einfach zur Pflicht wird."

„Sie meinen, ich wolle ihr nach?" — wenn nur wenigstens eine Spur erregter Bitterkeit um ihren wie müde sprechenden Mund gezuckt wäre — „o nein — sie ist schon zu weit voraus. Ja vorhin — — ich hatte sie so lieb.. Und wer sagt mir, wohin sie ist — ob in ein zweites Fortleben, ob in die Vernichtung nur —? .... Einen Gott giebt es ja doch nicht ...."

„Sie werden wieder an ihn glauben lernen, armes Kind."

Die Leidenschaft, die in ihrer Natur lag, begann die stumpfe Ruhe ihres Jammers zu durchbrechen. „Gäbe es einen, er hätte solches nicht zulassen dürfen. Ich da draußen, Elende zu amüsiren — während daheim, daheim ....! O Gott, wenn sie gelitten hat, daß ich in ihrer letzten Stunde fern —?!"

„Sie schläft nun sanft," versuchte der Herr sie von diesem folternden Gedanken abzulenken.

Das kam einer Verwundung gleich durch die Aehnlichkeit banalen Trostes.

Sie schläft nun sanft. Ja, war es nicht eben dieser sanfte, ewige Schlaf, der dem armen Geschöpf das Liebste, Letzte entrissen, und konnte es sich nun daran aufrichten, daß das Leid der Todten ein vergangenes? .... War es darum ein weniger quälendes gewesen?

(Fortsetzung folgt.)

— Stolz. Ede (zu Lude): „Fünf Monate hat Dich der Ueberzieher gekostet, den Du da trägst?" — Lude: „Ja.. ick trage nix billiges!"

— Au! Gast: Frau Wirthin, Sie haben Klöße gemacht, davor muß man den Hut abnehmen! Wirthin: Na ja, et sind ja ooch Jrieß-Kleeße!

— Von sich eingenommen. Herr: Sie haben wohl recht glücklich gelebt mit Ihrem Gatten? Wittwe: Ich weniger mit ihm als er mit mir.

— Scherzfrage. Was ist der Unterschied zwischen dem Gast und dem Hausknecht? Antwort: Der Gast kehrt ein, der Hausknecht kehrt aus.

— Der Nietzscheaner. „Der Unteroffizier Müller überragt seine Kameraden doch in jeder Hinsicht." — „Ja, der wahre Ueberunteroffizier."

— Einschränkung. Richter: „Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt oder befreundet?" — „Nur verwandt; ich bin seine Schwiegermutter."